

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

136 (13.6.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Neger in USA

Neger heißt auf englisch überdies „negro“. Diesen Ausdruck liebt jedoch die amerikanische Negern nicht, sondern sie rechnen sich zum „colored people“, d. h. zu den „Farbigen“. Dahinter verbirgt sich feingefühliges Unterdrückungsmerkmal gegenüber den afrikanischen Negern und ausdehnt die Ebenbürtigkeit mit den anderen farbigen Rassen, die sich in dem bunten Völkergemisch Nordamerikas niedergelassen haben: Chinesen, Japaner, Mexikaner, Philippiner und nicht zuletzt die Ureinwohner des Landes, die rohhaute Indianer. deren Zahl und Bedeutung freilich immer mehr sinkt. Das Wort „negro“ vollends ist verpönt und wird von farbigen Bürgern der Vereinigten Staaten als Beleidigung angesehen.

Die Gleichheit der Rassen ist ja seit dem Bürgerkrieg (1861-1865) im Prinzip vorhanden, so daß jeder Negern vor dem Gesetz ein vollkommener Gentleman ist. Trotzdem steht allerdings die Gleichberechtigung immer noch nur auf dem Papier, während in Wirklichkeit, besonders im Süden, die Negern als zweitrangige Wesen angesehen werden.

Die alte Fehde zwischen dem Süden, der für seine Baumwollplantagen billige, arbeitswillige, unterdrückte und in Dummheit gehaltene Menschen braucht, und dem Norden des Landes, wo das industrielle Anwachsen der Industrie eine Nachfrage nach Arbeitern hat, die zu etwas besseren Bedingungen die maßlose Konkurrenz in den Fabriken leisten können, ist auch heute noch nicht bestritten. Die Rute über die Abschaffung der Sklaverei ist nun in den Vereinigten Staaten als Gleichheit der Rassen im allgemeinen, das gegen die formal gleichwertigen Schwarzen umgeschlagen. Erst vor kurzer Zeit ging mehrere Male die Nachricht durch, daß die weißen Farmer eine grausame Lynchjustiz an armen, wehrlosen Negern ausgeübt haben. Auf allen Bahnen sind die farbigen Menschen in jedem Zug besondere Wagen für sich (Jim Crow Cars). Die gesellschaftliche Scheidung der beiden Rassen, die natürlich auch auf Sozials, Theater usw. ausgedehnt ist, zeigt sich selbst auf den Verkehrswegen in schwarzer Kleidung anders Negern allerdings die Verhältnisse im Norden der Vereinigten Staaten, besonders in den großen Städten New York, Chicago usw. Auch hier hat der Weltkrieg die Entwicklung der Negern weitergetrieben. In Chicago z. B. hat man während dieser Zeit Hunderte von Negern angeworben, um genug Hände zur Bewältigung der ungeheuren europäischen Bedürfnisse zu haben. Schwarzen Fabrik- und Schlachthausarbeiter haben sich in einem Viertel niedergelassen, und gleich neben den Wohnhäusern der City beginnen heute die armen Hütten der Negern. Hier kann der Schwarze doch immerhin freier atmen, wenn er vorwiegend untergeordnete Arbeiten verrichten muß. Die soziale und ökonomische Misshandlung ist nicht so groß, das Verhältnis der beiden Rassen im ganzen weniger abstoßend, und im Gegensatz ist der Negern bei einem gleichwertigen Lebensniveau ein höherer und zufriedenerer. Sein Naturinstinkt bricht doch immer wieder durch, und es ist ein Vergnügen, diese naturhaften, fröhlichen Menschen in den Straßenbahnwagen sehen und sich die geringsten Kleinigkeiten anmerken zu lassen. Meist sind sie noch recht aufmüßig und bunt gekleidet, was natürlich ihre Herkunft nach noch mehr hervorhebt.

Im Jahre 1910 bis 1920 hat sich die Negernbevölkerung der Vereinigten Staaten von 9 328 000 auf 19 483 000 vermehrt. Die prozentuale Zunahme war geringer als in den vorausgegangen Jahrzehnten. Die Negern hat sich während dieser Zeit eine bedeutende Verbesserung ihrer Lebensbedingungen nach dem Norden und vom Lande in die Städte verlagert. In den Städten nahm die schwarze Einwohnerzahl um 32,6 Proz. zu, während die ländliche Negernbevölkerung um 2,4 Proz. abnahm. Diese Entwicklung kann der Freiheitsbewegung der Negern nur annehmlich sein, denn in den Städten sind so die Bildungs- und Erziehungsmöglichkeiten besser, die Atmosphäre freier, als auch die Wegeheiten für eine ordnungsgemäße Assimilation vorhanden. Das Märchen von der angeborenen Minderwertigkeit der Negern wird ja heute auch von den fortschrittlichen Weißen in Amerika nicht mehr geglaubt. Es hat sich in den letzten Jahren die öffentliche Meinung herausgebildet, daß die Negern in der Ausnahmefähigkeit über den weißen Kindern fast gleichwertig sind. In der Natur haben sie keine übermächtigen Kräfte herkommen, aber selbst was die Naturbegabung und Urmüchigkeit der Negern an Kunst und Musik hervorgerichtet hat, kann sich zu neuen neben den Leistungen der Weißen lassen. Neben dem gibt es Negern und Mulatten in den nördlichen Staaten, die sich zu bedeutender gesellschaftlicher Stellung empor gearbeitet haben. Seltener ist die Bekleidung wichtiger Regierungsstellen mit Negern, und fast nie verbinden sich weiße Geschäftsleute mit Schwarzen zu gemeinsamen Unternehmungen. Ganz selbstver-

ständlich hat sich deshalb eine abgeschlossene Gesellschaftsklasse der Negern herausgebildet mit eigenen Kirchen und Schulen. Die Negern lassen ihre Prozesse von ihren eigenen schwarzen Advokaten führen und leben in den großen Städten in eigenen Quartieren. Im allgemeinen findet man sie immer noch in den niedrigsten Stellungen: als Diener und Aufwarter in den Speise- und Schlafzimmern der Eisenbahnen, als Kellner und Geheirwächter, als Chauffeur, Liftboy usw. Trotzdem muß man zugeben, daß die Kultur der Negern seit ihrer Bekehrung aus der Sklaverei gewaltige Fortschritte gemacht hat.

Ein kleines Beispiel für die stille, mühsame Arbeit dieser Menschen ist folgendes: Ich arbeitete in New York eine Zeitlang in einem Anwesenrestaurant der Times. Dort war auch ein Negern als Kellner angestellt und zwar für die Zeit von mittags vier bis nachts ein Uhr. Das ausgezeichnete Gefühl war mir schon lange aufgefallen, und als ich ein Tages an einem Tisch ein Buch lesen sah, während er nichts zu tun hatte, fing ich mit ihm ein Gespräch an. Dabei stellte sich heraus, daß der junge „negro“ vor mittags mit großem Erfolg die Columbia-Universität von New York besuchte, nachmittags bis in die Nacht hinein seinen Lebensunterhalt verdiente und nebenbei noch geistig arbeitete. Und doch war er immer fröhlich und guter Laune. Das Buch, das er gerade las, war von Engels: „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“, und er sagte zu mir, daß er darin einen großen Trost fühle, daß es jenseits des Ozeans Menschen gäbe, die für die Verwirrungen der Armen kämpften, gleichgültig welcher Rasse und Herkunft.

Das Hauptverdienst an den Fortschritten der Negernorganisation und dem wachsenden Einfluß der Schwarzen in der amerikanischen Öffentlichkeit gebührt der Society for the Advancement of colored people, die sich aus kleinen Anfängen zu einer gewaltigen und mächtigen Negernvereinigung entwickelt hat. Negerschulen und Negernvereinigungen sind gegründet worden; die Schwarzen haben eine ganze Anzahl von Genossenschaftsvereinigungen, es gibt schwarze Romanvereine und Bauvereinigungen; Hotels sind für alle Rassen auf gemeinschaftlicher Grundlage errichtet worden, und alle diese Zellen einer ausgeprägten, gesellschaftlichen Sondergruppe bilden und arbeiten. Sogar Negern haben sich als Lebens- und weithinberühmte erwiesen. Die National Negro Business League hat im August 1924 in Chicago ihr jährliches Jubiläum gefeiert. Dabei konnte mit Stolz auf das Bestehen zweier großer Banken hingewiesen werden, die Negern gehören und von Negern geleitet werden, ferner auf verschiedene erfolgreiche Versicherungsgesellschaften, Autodienstleistungsgesellschaften, auf eine große Druckerei, eine Zeitung und die Baumgewerkschaften der „Associated Negro Press“. Zur Zeit der Gründung der Liga gab es in den Vereinigten Staaten 20 000 von Negern betriebene Geschäftsunternehmungen, teils größer, teils kleinerer Umfanges; heute gibt es deren 70 000. Eben zwischen Weißen und Negern sind verboden und werden als Verbrechen in allen Südstaaten außer dem Distrikt Columbia verurteilt. Das setzt recht heftig die berühmte Freiheit und Gleichheit aller amerikanischen Staatsbürger, und wenn auf irgend jemand diese parole, ehemals lebendige Klausel überhaupt nicht mehr zutrifft, so sind es die armen, geschiedenen, ausgebeuteten Negern in den Vereinigten Staaten, die der rührende Kapitalismus aus ihrer Arbeit herüberbrachte hat, um sie zu schütten zu lassen, ohne ihnen ihre angemessenen Rechte zu geben. Doch mit der wachsenden organisierten Arbeiterkraft in USA. werden auch die Negern in dieser, ihnen eigentlich fremden Welt als mächtig freie und gleichberechtigte Menschen leben können.

Karl Müller.

Der Zirkus als Volksbildungsmittel

Von Dietrich Köder.

Gemach, lieber Vater, mir nicht ab, weil du im Stöße höchster kultureller Würde schon die Ueberlieferung dieser Zeiten als eine Anmaßung empfindst, weil es dir unmöglich erscheint, daß ein Zirkus, das „lebendige Volk“ andere Menschen zu bilden vermöge. Du in deiner tiefburchgeleiteten Ueberlieferung wahnst dir leicht, daß nur das Theater die wahre Bildungsstätte sei, die durch unterhaltendes Spiel den Menschen emporentwickeln könne. Doch wohl es reizt, Theater und Zirkus als Volksbildungsmittel einmal zu ver gleichen, die Vorzüge und Nachteile des einen und des anderen kritisch einander gegenüberzustellen, so sollen diese Zeilen doch einer solchen Unternehmung nicht dienen; es soll aber wenigstens die Meinung geäußert werden, daß das nicht etwa aus Rücksicht für den Zirkus geschieht. Denn er ist in Wahrheit das Volksbildungsmittel. Er bringt jedermann etwas, sei er arm oder reich, Arbeiter oder „Intellektuelle“, Handwerker oder Landmann, Mann oder Weib, Knabe oder Mädchen.

Mit einer Handbewegung ist diese Behauptung nicht widerlegt. Ueberdies stehen dafür auch Hunderte von Zeugnissen von Männern, die sich auf Volksbildung verstehen, und selbst Behörden, Kultusministerien und dergleichen Behörden haben schon oft genug dem Zirkus seinen erzieherisch-bildenden Wert bezeugt.

Es kommt immer darauf an, was man sieht und wie man es sieht. Man kann mit offenen Augen an den Wundern der Welt vorübergehen und fern doch nichts davon, aber man kann auch mit lebenden Augen eine Sache betrachten und Nutzen davon haben. So ist es auch mit dem Zirkus, wenn man das von ihm Gebotene richtig ansieht, kann man eine Fülle von Wissen und Anregungen mit nach Hause nehmen und sich später über gegebene Dinge noch unterrichten. Eine treffliche Schule, in der man spielend lernt, ist der Zirkus.

Da treten bei Sarrafani wunderbar dressierte Seelöwen auf, merkwürdige Tiere mit einem Fühlhorn, den sie unbedenken und doch schnell durch die Manege schleppen. Sie erregen höchste Bewunderung der Zuschauer durch ihre hervorragende Fertigkeit, den Ball spielend zu meistern, ihn auf der Nase tanzen oder stehen zu lassen. Was sind das für sonderbare Wesen, die mancher Kinderland, wenn er sie nicht zufällig von irgendeinem zoologischen Garten her kennt, überhaupt noch nicht gesehen hat. Er ist entsetzt von den „großen Spähmachern der Tiere“, wie Vrehm die Seelöwen nennt, und wenn er nicht ganz interesselos ist, wird er sich zu unterrichten suchen über Name und Art sowie Herkunft dieser Kaskaden unter den Tieren. Er beginnt zu fragen, greift zum Lexikon, hört Namen, liest Worte, grübelt sich weiter in die Bücher und gar bald erschließt sich ihm eine bunte Welt. Er erfährt, daß der Seelöwe ein meerbewohnendes Säugetier ist, lernt seine Brüder und Verwandten unter den Tieren kennen, wo sie leben; er greift zum Atlas, sucht die Gegenden auf der Karte. Das Bild des fremden Erdschicks prägt sich ihm ein. Und all das verdankt er der Anregung aus dem Zirkus.

Oder: märchenhafte Lichtschiebe hülsen die Manege in ein Geheimnis: Frauen in indischen Gewändern wiegen ihre Körper in rätselhaftem orientalischem Tanz. Da steht sie, die bunte, oft enträumte Welt aus Tausend-und-einer-Nacht, durchsucht den Menschen die Sehnsucht nach all den Geheimnissen des Orients, von dessen Leben sich ein Bild vor seinen Augen abrollt. So steigt ihm, während er unterhaltend geseht, der Zirkus einen Auschnitt aus Sitten und Gebräuchen einer fernem, fremden Welt, fremden Völkern, „treuen auf“. Ein vielfacher Anschauungsunterricht ist dieser Zirkus, der dem Zuschauer die mannigfaltigsten Gesänge der Gotteswelt vor Augen führt. Und ein lebendiger Anschauungsunterricht, dessen Wirkung nachhaltiger und tiefer ist, als alle noch so schönen Beschreibungen und Lehrbücher.

Genügen diese wenigen aus der Fülle eines abendlichen Programms herausgegriffenen Beispiele, um darzutun, daß der Zirkus ein Bildungsmittel ist, wie es der breiten Masse des Volkes nicht besser gegeben werden kann? Es ist allerdings nicht damit abgetan, daß man hineingeht und seine Stunden absetzt und sich nur an den närrischen Lächeln des dummen Augustus erfreut. Auch das soll sein, denn es gehört zum Zirkus, daß man uns lachen macht über die herbe, urwüchsige Komik possidierter Menschen. Aber der rechte Sinn des Zirkus liegt doch tiefer, ist weitfassender: er ist eine Schau der ganzen Welt mit all ihren Lebewesen und deren Sitten und Gebräuchen.

Darum ist er ein Volksbildungsmittel, das sowohl dem Manne als dem entlegenen Dorke wie auch dem mit allen Waffern gewaffneten Großstädter mindestens etwas, meistens aber sehr viel zu geben vermag.

Ein aussterbendes Waldvolk. In den Dschungeln Ost-Sensons lebt ein seltsames Waldvolk, die Weddas, ein Volk von nur noch etwa 300 Köpfen. Mit dem Aussterben dieses Stammes ist in kürzester Zeit zu rechnen, zumal ansteckende Krankheiten (Malaria und chronische Malaria) schon im Kindesalter die Gesundheit der Waldweddas untergraben. Unter diesen Umständen ist es besonders zu begrüßen, daß es der Expedition des Forschungsinstituts für Völkereunde zu Leipzig unter Leitung von Dr. Baron v. Cichstedt jetzt gelang, der Wissenschaft ausgiebige Beobachtungen an den Weddas zu sichern. Diese Waldweddas sind die einstigen Herren des Landes und stehen deshalb bei der fingschalefischen Bevölkerung noch in gewissem Ansehen. Ihre Siedlungen liegen tief im Walde verstreut, und sie lassen nur selten einen Fremden in ihr Gebiet, zumal sie auf ihre Frauen außerordentlich eifersüchtig sind. Der deutschen Expedition gelang es ihre Untersuchungen (Promotionsmessungen an Männern und Frauen, Haarproben, Stammaufnahmen usw.) trotzdem, da die Weddas zu der Frau des Expeditionsleiters, die als wissenschaftliche Assistentin die Expedition begleitete, Zutraum fochten. Die einfachen Kindschichten dieser Waldweddas, die bis vor kurzem noch Nomaden waren, stritten übrigens innen von Schmutz und Ungeziefer aller Art.

Billo, der Sohn Wotans

Ein Tierroman von Dieter Eymann. Copyright by Französisch-Verlagshandlung, Stuttgart. (Nachdruck verboten.)

„Wo ist Keneese?“ fragte Pierrot. „Erwartet Monsieur, daß ich antworte?“

Keneese, die neben dem Ofen saß, neigte sich nach vorn, um zu hören zu können. Auf De Verz Antwort hin schlug ihr Herz über freier.

Darüber hat er nichts gesagt. Aber sicherlich wird eine gewisse Überzuna für das kleine Fräulein eintreten.“

Das ist wohl möglich.“

Weiter sprachen sie nichts mehr über die Angelegenheit an diesem Abend. Pierrot aber dachte noch die ganze Nacht darüber nach und dachte sich wohl hundert Mal dieselbe und die eine Frage vor: „Hat Keneese mir McTaggart gerade nach mir geschickt?“ Er war doch der einzige, der die Trapper des Fellhändlers näher kannte. Er wäre doch auch noch Waffson, der skandinavische Mischling, hätte keine vier Stunden von Lac Bain entfernt lag, oder noch besser der alte weißhäutige Franzose, der noch näher wohnte. Die besten Rede so kamt war wie Worte aus der Hölle. So mußte Pierrot schließlich sagen, daß McTaggart nur aus dem einen Grund nach ihm geschickt hatte, weil er den Vater Keneeses heilen und die Zuneigung des Mädchens selber gewinnen wollte. Das war zweifellos eine sehr große Ehre, die ihm da der Händler Keneese aber tief in seinem Herzen wurzeln dennoch ein Verdacht, daß er die Bar am nächsten Morgen zum Aufbruch bereit machte, so daß Pierrot zu ihm:

„Gehle dem Herrn, übermorgen würde ich mich dann auf den Weg machen.“

„Und Du, mein Viebling,“ sagte Pierrot zu der „Weibe“, als er vor außer Schwelte war, „wirft hier bleiben. Ich nehme Dich mit nach Lac Bain. Ich habe nämlich einen Traum gehabt: Du bist nicht auf Reisen, er hat gelogen. Er wird fröhlich bis ich antomme. Wenn Du aber dennoch mit mir gehen willst.“

Keneese richtete sich straff auf wie ein Rohr, das der Wind geblasen hatte.

„Nein!“ rief sie wütend, daß sich Pierrot lachend die Hände rieb.

Am zweiten Tag, nachdem der Fußschießer wieder fortgegangen war, brach Pierrot nach Lac Bain auf. Keneese wachte ihrem Vater noch am Abchied, bis er ihren Augen entwichen war.

In dem Morgen des selben Tages erhob sich McTaggart vor Tagesanbruch von seinem Lager. Es war noch völlig dunkel draußen. Die Zeit war gekommen, die Stunde und der Tag, auf die er so lange gewartet hatte. Schon die ganze Nacht hatte er kein Auge geschlossen. Wohl sprachlos hatte er das herrliche Bild der „Weibe“ unter die kranzende Lampe gehalten, und jedesmal wirkte dieser Anblick auf sein erregtes Herz wie Del aus Feuer gegossen.

Alle Kräfte seiner Natur hatten sich um diese lebenshaftige Neigung zu Keneese gesammelt, und lange und forschend hatte er nach dem Plan ermogent, der ihn zum Ziele führen sollte. Eignentlich wollte er ja keinen Mord begehen — er wollte Pierrot nicht töten, er sörgerte, und in dieser Zeit der Unschlüssigkeit hatte er einen anderen, besseren Weg, auf dem es für Keneese kein Entzinnen mehr gab, gefunden. Er wird sie allein und hilflos zu Hause finden, und so konnte er mit ihr beginnen, was er wollte. Und dann —

Er mußte lachen. Ja, und dann würde Keneese recht gerne die Frau des Händlers von Lac Bain werden. Sie wird sich von den Waldleuten wohl nicht die schwarze Bestie nennen lassen wollen. Nein! Gerne wird sie ihm folgen. Und Pierrot wird nie erfahren, was sich in der Blockhüttegetragen hatte. Würde Keneese ihm das erzählen? Sein Plan war ausgezeichnet, so leicht in der Ausführung und doch so sicher im Erfolgs. Und die ganze Zeit über wird Pierrot im Glauben leben, ich sei glücklichlich vertrieht!

Vor Anbruch der Dämmerung nahm McTaggart das Frühstück ein, und bevor es hell wurde war er schon unterwegs. Wie geplant, schlug er östliche Richtung ein, um nicht den Schrittemspuren Pierrots, der von Südwesten herkam, zu begegnen. Denn er laute sich, Pierrot darf das nicht wissen, nie darf er auch nur den geringsten Verdacht schöpfen, selbst wenn er, McTaggart, einen solchen Umweg wählen müßte, daß er den Green Loon nicht vor dem zweiten Tag erreichen wird. Lieber einen Tag später als früher daran

sein, denn es besteht immerhin die Möglichkeit, daß Pierrot aus irgend einem Grund seine Abreise verzieht. So hatte es McTaggart nicht besonders eilig. Er war voll brutaler Lust und Zufriedenheit im Vorgefühl der Ereignisse, die auf ihn warteten. Es gab keine Möglichkeit der Enttäuschung für ihn. Er war überzeugt davon, daß Keneese ihren Vater nicht nach Lac Bain begleitet hatte. Da, wie er auf Hauie sein, ganz allein. Unabhängig Male ichs ihm bei diesem Gedanken das Blut in die Wangen.

Keneese dachte nicht im geringsten an Gefahr als sie allein war. Es gab Zeiten, in denen sie es angenehm empfand, allein zu sein, wenn sie für sich träumen wollte und Bilder und Geheimnisse sah, in die sie nicht einmal Pierrot einsehen wollte. Sie wuchs jetzt zur Frau heran, sie, die süße, verlockende Blütenknospe; äußerlich war sie noch ein Mädchen, mit dem weichen samtigen Schimmer der Kindheit in den Augen, doch in ihrer Seele regte sich das Geheimnis des Weibstums, als ob die Hand des Schöpfers ärgerte, ob sie Keneese werden oder noch ein Weibchen bleiben lassen sollte. Wenn sich Keneese um diese Zeit ein paar freie Stunden boten, riefte sie das rote Kleid anziehen und ihre wundervollen Haare so zu ordnen, wie es die Bilder in den Zeitschriften zeigten, die Pierrot von Nelson Soule geschickt hatte. Am zweiten Tag nach Pierrots Abreise klebete sie sich nach diesen Bildern; nur sich heute die übrigen Haare offen herunterfallen und um die Stirn hatte sie ein rotes Band geschlungen. Sie war immer noch nicht fertig, denn sie hatte etwas ganz Besonderes vor. Dicht neben dem Spiegel hatte sie ein ganzseitiges Bild aus einer Frauenzeitschrift, das einen reisenden Vordenkopf wiedergab, an der Wand befestigt. Darunter stand der Name „Mary Vidford“. Zweieinhalbtausend Kilometer nördlich von dem Atelier in dem sonnigen Kalifornien, in dem dieses Bild aufgenommen wurde, gab sich Keneese mit geranzelter Stirn und vorgefühlten Lippen alle erdenkliche Mühe, hinter das Geheimnis der Loden der „Keinen Mary“ zu kommen!

Ihre Augen glühten und ihre Wangen waren gerötet vor Eifer. Sie blickte gerade in den Spiegel, um eine der begehrten Loden von einer Flechte zu lösen, als sich plötzlich hinter ihr die Tür öffnete — und Buß McTaggart eintrat.

(Fortsetzung folgt.)